

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kleine Mitteilungen.

Durch Vermittelung des Herrn Amtsrat Augustin gelang es mir, die bunte Ziebingener Tracht für das Märkische Museum zu erwerben. Der Bezirk, in dem diese Volkstrachten im Sternberger Kreise noch im Gebrauche sind, beschränkt sich auf die Bruchdörfer Rampitz, Kloppitz, Grimnitz, Balkow, Ziebingen, die gegenwärtig den Rampitz-Aurither Deichverband bilden. Vgl. Abbildung, auf der schon die gegenwärtige Modernisierung der Tracht in Bezug auf Kopf- und Fussbekleidung zur Erscheinung kommt.



Das Gebiet des Vorkommens maleischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg beschränkt sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Wendei (Spreewald), auf das Dorf Neu-Hardenberg im Oderbruch und auf den hier gedachten Deichverband. Da das völlige Verschwinden, namentlich an den beiden letztgenannten Stellen zu besorgen ist, so hat das Märkische Museum es sich angelegen sein lassen, Original-Trachten für die Nachwelt zu erhalten.

12. Vortrag des Fräulein Josephine Freytag: Aus dem Reich der Pilze.

Der interessante Vortrag, welcher durch Vorlegung einer grossen Zahl frischer Exemplare auf das beste unterstützt wurde, erntete den lebhaftesten Beifall. Derselbe wird später abgedruckt werden.

Nach der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung in dem Restaurant „Zum Schultheiss“ statt.

Kleine Mitteilungen.

Eine wendische Kräuterfrau. Angeregt durch die Arbeit des Herrn von Schulenburg in No. 5 d. Jhrgs. unserer Zeitschrift erlaube ich mir, meine Erlebnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiet mitzuteilen.

Ich hatte das Vergnügen, eine wirkliche und echte Kräuterfran in Britz bei Berlin kennen zu lernen. Es war dies die Wittwe Gärtner, welche im Jahre 1884 trotz ihrer 72 Jahre nach Amerika zu ihrer in Niles Centre bei Chicago wohnenden verheirateten Tochter auswanderte. Besagte Mutter Gaertner, eine rüstige Wendin aus Grüneberg oder Guben, genau weiss ich

es nicht, genoss eines grossen Rufes als „Kräuter- und kluge Frau.“ Man sagte, die Alte versteht es, denn sie hat ein „Buch“. Mancherlei uneigennützig erwiesene Gefälligkeiten erwarben mir das Vertrauen der alten Frau in dem Grade, dass ich es wagen konnte, mit dem Gegenstand meiner Neugier herauszurücken und um leihweise Ueberlassung des „Buches“ zu bitten. Langsam und zögernd kam sie meinem Verlangen nach. Nie werde ich den zugleich furchtsamen und misstrauischen Blick vergessen, als sie mir das köstliche Objekt überreichte. Meine kühnsten Erwartungen waren übertroffen. In meinen Händen hielt ich einen absonderlich illustrierten Schmöcker, dem zur Vollständigkeit nur Anfang und Ende fehlte. So bin ich auch leider nicht in der Lage, den Verfasser, Drucker, Druckort und Jahreszahl anzugeben. Nach dem Format, Papier und Druck ist das Werk ungefähr nach 1750 bis ev. 70 gedruckt worden. Als ich von dem Inhalt des vorhandenen Restes Kenntnis genommen hatte, bedauerte ich tief, dass Anfang und Ende verloren gegangen, denn ich fand schon in dem Rest Mittel gegen alle möglichen und unmöglichen Krankheiten; was für herrliche Recepte müssen erst in den verlorenen Teilen gestanden haben. Kurz heraus, es war ein Kräuterbuch und zwar ein richtiges. Da konnte man schauen, dass das gewöhnlichste, miserabelste und unnützlichste Unkraut gegen mindestens siebenlei Krankheiten half. Man musste nur zur richtigen Tages- und Jahreszeit pflücken. Zum besseren Verständnis war jeder Pflanze eine Abbildung derselben, das heisst ein sparriges und sperriges Ding, welches eher einem schlecht gebundenen Besen denn einer von unserem Herrgott erschaffenen Pflanze ähnlich sah, beige gedruckt. Hoch befriedigt gab ich den Schatz der aufatmenden Eigentümerin zurück, die ihn eilig wieder verbarg. Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, ich würde das Zauberbuch einfach behalten. Ein Zauberbuch, richtiger Talisman, war es auch wirklich, denn die gute Alte konnte weder lesen noch schreiben, weder gedruckte noch geschriebene Schrift entziffern, was mir genau bekannt war. Es war also lediglich der Besitz des „Buches“, denn aus den Abbildungen wäre der grösste Botaniker nicht klug geworden, der ihr die Macht verlieh, die guten von den schlechten Kräutern zu unterscheiden und wunderbare Kuren zu thun. Aus diesem Gesichtswinkel musste auch die Klientel der alten Dame die Sache ansehen, denn allen Hülfesuchenden war bekannt, dass Mutter G. zwar ein „Buch“ besass, sonst aber totale Analphabetin war. Wenn sie inzwischen nicht gestorben ist, mag sie wohl noch jetzt jenseits des grossen Wassers, wo der Aberglaube wie in der Heimath weiter blüht, ihre dortigen Landsleute als erfahrene wendische Kräuterfrau weiter kurieren.

H. Maurer.

Brannibor und Sgorzelica. Ein Beitrag zur Geschichte des Namens der Stadt Brandenburg. Von Otto Tschirch.

Es ist schwer, gegen eingeleitete Volksirrtümer zu kämpfen. Man mag noch so oft gegen sie mit dem schweren Geschütz wissenschaftlicher Gründe feuern, sie bleiben doch unausrottbar und verjüngen sich wie die Köpfe der Hydra. Solch ein Irrtum scheint in Bezug auf den Namen der alten Kurstadt Brandenburg sich zäh halten zu wollen; wenigstens begegnet

man in populären Schriften, ja selbst in wissenschaftlichen Darstellungen immer wieder denselben haltlosen Annahmen. Zwei Ansichten sind es, die da mit einander abwechseln. Nach der einen hat der Name von Brandenburg ursprünglich Brennabor oder Brannibor gelautet, ist also, wie der Augenschein beweist, slavischer Herkunft. Der Form Brennabor begegnet man oft genug in der Litteratur, und der Weltruf der Fahrradfabrik von Reichstein hat das Seinige dazu beigetragen, um die falsche Form aufs neue im Volke zu verbreiten. Nach der andern ist das Wort Brandenburg zwar wohl deutsch, aber nur die Übersetzung des alten wendischen Namens der Havelstadt, den die Einwohner in der frühesten Zeit allein kannten. Beide Auffassungen sind, wie ich zeigen will, durchaus irrtümlich. Die ältesten Formen des Namens, die uns in Chroniken und Urkunden des früheren Mittelalters begegnen, sind von ganz deutschem Klange. In der Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg vom 1. Oktober 949, die sich im Domarchiv zu Brandenburg befindet und u. a. in Berner's preussischer Geschichte nach einer Photographie abgebildet ist, lautet der Name: Brendanburg, und der Chronist der ersten sächsischen Herrscher, der um das Jahr 967 schrieb, Widukind von Corvey, nennt die Stadt, die Heinrich I. „durch Kälte, Schwert und Hunger“ bezwang, Brennaburg. Diese Formen, die heutige: Brandenburg und ähnliche begegnen uns durch das ganze Mittelalter, und erst die neuere Zeit hat das klare Verhältnis durch etymologische Spielereien verdunkelt. Dass die märkischen Chronisten des 16. Jahrhunderts in Namenableitungen grosses leisteten, ist bekannt, und ihrer Neigung für das klassische Altertum entsprechend, führten sie den Ursprung deutscher Städte gern auf die Römer zurück. So schreibt Georg Sabinus, selbst ein Brandenburger Bürgermeisterssohn, in seiner bekannten Beschreibung Brandenburgs: (Scriptores rer. Brand. T. II. pg. 274 ed. Kleyb. Frankf. 1751) Brandenburg besteht aus zwei Städten, deren eine als ihren Gründer Brennus rühmt, unter dessen Führung die Gallischen Senonen Rom 416 v. Chr. (sic!) plünderten, deren andere von dem Frankenherzog Brandus, des Marcomirus Sohn, um 270 gegründet worden sein soll. Und weil beider Gründer Namen mit einander verwandt sind, wurden beide Städte abwechselnd Brenniburg und Brandeburg genannt“.

Seit Sabinus spielt denn bis in unser Jahrhundert der fabelhafte Urahn Brennus in der patriotischen Mythologie eine grosse Rolle, und so kommen die Märker und Preussen im Munde der Poeten zu dem geschmackvollen Namen der Brennen. — Aber von Brennabor ist auch im ganzen 16. Jahrhundert noch keine Rede. Derjenige, der diese Form zuerst aufgebracht hat, ist ein gelehrter czechischer Jesuit Bohuslaus Balbinus, der 1677 eine nicht unkritische böhmische Geschichte herausgab. (Boh. Balbinus, epitome historica rerum Bohemicarum. Prag 1677. Lib. I. pg. 23.) Er erzählt, wie Heinrich der Finkler über das Eis heranziehend Brandenburg eingenommen habe, vergleicht damit voll Bewunderung den kühnen Zug Carl Gustavs X. v. Schweden über den gefrorenen Belt nach Fünen und fügt hinzu: Brandenburg wurde in jener Zeit von den Slaven Branny Bor (d. h. silvae custodia, Wache des Waldes) genannt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Ableitung von dem czechischen Geistlichen selbst her stammt und dass sie von ihm in der Absicht gemacht ist, um Brandenburgs slavischen Ursprung zu

bekräftigen. Von ihm aber entlehnte sie Gottschling in seiner Beschreibung Brandenburgs (1729) und führte sie so in die eigentliche märkische Litteratur ein, in der sie seitdem lange geherrscht hat. —

Die zweite Annahme, die den Namen Brandenburg durch Übersetzung aus dem ältern einheimischen Namen Sgorzelice entstehen lässt, ist ebenso haltlos.

Wie schon erwähnt, wissen unsere ältesten Quellen durchaus nichts von einem zweiten wendischen Namen der Stadt, und nur der deutsche wird immer wieder genannt. Der Name Sgorzelice begegnet uns erst in einer polnischen Chronik, die in der vorliegenden Form wohl nicht einmal dem 13., sondern erst dem 14. Jahrhundert angehört. Diese Chronik geht gewöhnlich unter dem Namen Boguphals II., Bischofs von Posen, der um 1253 starb, ist aber jedenfalls zunächst fortgesetzt und umgearbeitet von dem Domherrn Baczko in Gnesen, der am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb und bald darauf starb. Diese Chronik hat noch später, also im 14. Jahrhundert von einer gelehrten Hand verschiedene Einschaltungen mit fabelhaften Genealogien im Geschmack jener Zeit erhalten. Dieser Überarbeiter hat die krankhafte Neigung, alle auch unzweifelhaft deutschen Ortsnamen aus der polnischen Sprache zu erklären, um die ehemals weite Ausdehnung des polnischen Reiches nach Westen zu beweisen. Wie er erzählt, dass der Bauer Piast und seine Nachkommen, die Piasten bis über die Elbe nach Westen geherrscht hätten, so leitet er Meydborg d. h. Magdeburg aus der slavischen Urform Miedzyborzye, Bremen aus dem Polnischen, Lüneburg vom slavischen luna=Feuerschein ab. Bardewik, Schleswig, muss im zweiten Teil die slavische Wurzel wies = Dorf enthalten und der erste Teil von Schleswig soll von sledz polnisch = Häring kommen. Auch Mecklenburg (deutsch = Grosse Burg) kann sich der polonisierenden Erklärung nicht entziehen. Inmitten dieser Fabeleien ist von dem Lande Brandenburg die Rede. Der Chronist nennt es „Sgorzelicia, welches jetzt Brandenburg genannt wird“, (*Monumenta Poloniae Histor. ed. Bielowski II, 480.*) und an anderen Stellen nennt er den Markgrafen von Brandenburg auch von Sgorzelicz (*marchio de Brandeborg alias de Sgorzelicz pg. 586 und pg. 593 marchio Brandeburgensis sive de Sgorzelicz*). So wenig nun auf die übrigen törichtten Konjekturen des Chronisten etwas zu geben ist, so ist auch an unserer Stelle mehr als wahrscheinlich, dass der polnische Verfasser Brandenburg mit Hilfe des polnischen Wortes gorz, Brand, lediglich übersetzt hat, der zu allen Zeiten bewiesenen Neigung der Polen folgend, die deutschen Orte zu polonisieren. Wäre der Ausdruck Sgorzelitca in der wendischen Bevölkerung neben oder gar statt Brandenburg üblich gewesen, so stände zu erwarten, dass diese Namensform namentlich zur Zeit der wiederhergestellten Slavenherrschaft 983—1150 irgend wann in Chroniken oder Urkunden begegnete, was keineswegs der Fall ist.

Es ist somit kein Grund vorhanden, an die slavische Herkunft des Namens Brandenburg zu glauben oder dem Namen eine ältere slavische Form zu substituieren, vielmehr ist die merkwürdige Thatsache festzustellen, dass mitten im Slavenlande, durch Jahrhunderte wendischer Herrschaft hindurch, der urdeutsche Name Brandenburg sich aus der Germanenzeit her erhalten hat. Mit vollem Rechte darf man annehmen, dass hier schon in

germanischer Zeit eine Ansiedelung bestand, worauf ja auch die zahlreichen in der Stadt gehobenen Urnenfunde der Bronzeperiode hinweisen. In der Slavenzeit aber muss, wenn man nicht eine germanische Sprachinsel in dem Orte annehmen will, jedenfalls der Verkehr mit dem nahen deutschen Nachbarlande lebhaft genug gewesen sein, um der Stadt den germanischen Namen zu erhalten. Auf uralte germanische Ueberlieferung weist ja auch der Name Harlungerberg hin, der schon 1173 gleich nach dem Tode Albrechts des Bären zum ersten Male erscheint. Der Berg, der früher den Triglavtempel getragen hatte und jetzt mit einer Marienkapelle gekrönt war, wäre in einer bischöflichen Urkunde wohl nicht mit einem auf germanische Götter- und Heldensage hindeutenden Namen bezeichnet worden, wenn dieser nicht ein altes historisches Recht gehabt hätte. — Also mag man in Zukunft im Namen der Brandenburg (= der auf dem Boden gebrannter Rodung errichteten Burg) ohne Bedenken einen Gruss aus der germanischen Vorzeit unserer Heimat sehen.

Bücherschau.

Geologische Karte von Preussen und den Thüringischen Staaten. Im Massstabe 1:25 000. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Geologischen Landes-Anstalt und Bergakademie. 73. Lieferung. Blatt: Prötzel, Möglin, Strausberg, Müncheberg. Nebst Erläuterungen.

Die geologische Kartierung ist ausgeführt worden von dem Königlich Landes-Geologen, Herrn Professor Dr. Wahnschaffe.

Die Blätter umfassen den interessanten Strich längs der Grenze von Barnim und Lebus. Auf ihnen sind die landschaftlich schönsten Stellen in der näheren Umgebung von Berlin zu finden, wie die Märkische Schweiz, Buckow und der Blumenthal bei Prötzel.

Von den drei Formationen, dem Tertiär, dem Diluvium und dem Alluvium, ist das Tertiär am wenigsten verbreitet; es tritt ganz vereinzelt an der Oberfläche hervor, und nur zwei Braunkohlengruben, die Gruben Blitz bei Herzhorn und Willenbücher bei Bollersdorf haben es in grösserer Tiefe aufgeschlossen.

Alsdann ist bei Buckow eine Grube im Septarienthon zu erwähnen, deren geologische Bedeutung schon in einer besonderen Arbeit gewürdigt worden ist.¹⁾ Das Diluvium setzt sich zusammen aus dem Unteren Geschiebelehm, dem Unteren Sand, dem Oberen Geschiebelehm und dem Thalsand. Der Untere Geschiebelehm tritt nur in den tiefen Schluchten als schmales Band zu Tage, wie im Gamengrunde und im Bütnitz-Thal bei Möglin. Der Untere Sand hat auf den Blättern Strausberg, Prötzel und Müncheberg die grösste Ausdehnung, hier bleiben für den Oberen Geschiebelehm nur einige Inseln in der Nachbarschaft der Dörfer übrig. Der Untere Sand ist der Träger der Forsten z. B. der grossen Prötzler Forst und der Strausberger Stadtforst. Auf Blatt Müncheberg liefert auch der Thal-

¹⁾ Mtsb. III, S. 236.